

Für Fletcher R. DuBois :  
Freund, Dichter, Professor,  
Sänger, Songwriter

'Probleme der Lyrik' ist der Titel eines Vortrags, den Gottfried Benn vor 60 Jahren in Marburg gehalten hat. Ich habe ihn erst jetzt gelesen, als ich mir vorgenommen hatte, etwas über Benn für *Bücher am Wege* zu schreiben. Denn Benn war ein wichtiger Dichter meiner Jugendzeit, ich habe zahlreiche Gedichte von ihm ganz unabhängig von schulischen Verpflichtungen gelernt und mit Briefpartnern meiner Schul- und frühen Studienzeit ausgetauscht. Seine Prosa und Essays habe ich seinerzeit nur ganz am Rande kennen gelernt. Eigentlich erinnere ich mich nur daran, dass ich in der Abiturprüfung eine Rundgespräch meiner Klasse zum Thema der von Benn mit Reinhold Schneider geführten Diskussion – 'Soll die Dichtung das Leben bessern?' – geleitet habe, nach dessen Abschluss ich als einziger Schüler von der mündlichen Prüfung im Abitur befreit wurde, die meine Mitschüler noch zwei Tage beschäftigen sollte. Was als Auszeichnung gedacht war, war schon damals für mich eine Enttäuschung, insofern ich mich gut vorbereitet fühlte, und später vermisste ich das Erlebnis, insofern ich wiederholt geträumt habe, das Abitur noch einmal machen zu müssen, weil ich es beim ersten Mal ja 'nicht richtig' gemacht hatte.

Wenn ich also, wie in den anderen Beiträgen zu Reihe, etwas behandeln wollte, das mir damals Eindruck gemacht hat, dann müsste ich ein Gedicht von Benn interpretieren – heute neigte ich wohl zu *Aus Fernen, aus Reichen*.

Aber Gedichtinterpretation entspricht nicht länger meinen vorwiegend begrifflichen Interessen. Und meine Faszination durch manche Lyrik stellt für mich ein begriffliches Problem – wie ist sie zu verstehen, wie kann reflexiv geklärt werden, dass wir (ich) den lyrischen Gebrauch der Sprache schätzen können (kann), wo die Sprache in der Lyrik doch tut, was sie nach Wittgenstein auch in philosophischen 'Problemen' tut, sie feiert. Wenn es sich nicht um realistische Balladen, Jahreszeitgedichte u.ä. Gebrauchs'lyrik', sondern um die (moderne) Kunst handelt, die Benn mit Schopenhauer und Nietzsche als die letzte metaphysische Tätigkeit galt, dann ist die Prämisse dieser Kunst, von der grundlegenden praktisch-kognitiven Bedeutung der Sprache her gesehen: let's forget about sense – vergesst den (normalen, kognitiven) Sinn der Sprache. Dass wir dieses Spiel mit Worten schätzen können, selbst dann, wenn (wie mir) das Klären des normalen Sprachgebrauchs und der in ihm *gegebenen* Begriffe (die der Philosoph nach Kants *Logik* und Wittgensteins Methodenauskünften allein deutlich zu machen hat) zur eigenen sachlichen Lebenstätigkeit geworden ist, das ist selbst philosophisch klärungsbedürftig. Und ich erwartete, dass für diese Klärungsbedürfnisse die Selbstauskunft des von mir geschätzten Lyrikers unter dem Titel *Probleme der Lyrik* hilfreich sein könnte. Das Programm der folgenden Überlegungen ist also, diesen Aufsatz Benns (und mit ihm zusammenhängende Äußerungen) unter dieser sachlichen Fragestellung zu diskutieren.

## I.

Bevor ich das aber tue, verlangt die Beschäftigung mit einem Autor wie Benn, dass seine ausdrücklichen Beziehungen und Bezugnahmen auf Philosophie und philosophische Prämissen thematisiert werden – als für das vorzunehmende Thema unergiebig.

Benns Hauptzeuge für seine geistige Position war ein Autor, der jedenfalls auch Philosoph war (und nicht in erster Linie Dichter), nämlich Friedrich Nietzsche. Von Nietzsche hat Benn nach eigenem Bekunden die 'artistische' Position übernommen, die Benn auch unter den Titel 'Ausdruckswelt' gebracht hat. Für 'Artistik' gibt Benn sogar eine konzise Definition: „Artistik ist der Versuch der Kunst, innerhalb des allgemeinen Verfalls der Inhalte sich selbst als Inhalt zu erleben und aus

diesem Erlebnis einen neuen Stil zu bilden, es ist der Versuch, gegen den allgemeinen Nihilismus der Werte eine neue Transzendenz zu setzen: die Transzendenz der schöpferischen Lust.“ (GW 4, 1064) Benn teilte Nietzsches Beunruhigung, ja sich mit Vernichtung bedroht fühlende Beirung durch den europäischen Nihilismus (die Entwertung der höchsten Werte) und hielt gemäß dem schon angeführten Wort von der Kunst als letzter metaphysischer Tätigkeit die Kunst für eine, wenn nicht die einzige Überwindung der Nihilismus, insofern sie einen jeder Wahrheit überlegenen Stil ausdrückt und darstellt, der Beweis seiner eigenen, zeitunabhängigen und zeit-überwindenden Existenz sei. In der intellektuellen Autobiographie *Doppelleben* heißt es dazu unter der Überschrift „Artistik“:

„Stil ist der Wahrheit überlegen, er trägt in sich den Beweis der Existenz. Form: in ihr ist Ferne, in ihr ist Dauer. 'Der Gedanke ist immer der Abkömmling der Not', sagt Schiller, bei dem wir ja ein sehr bewusstes Umlegen der Achse vom Moralischen zum Ästhetischen wahrnehmen – er meint, der Gedanke steht immer sehr nahe bei den Zweckmäßigkeiten und der Triebbefriedigung, bei Äxten und Morgenstern, er ist Natur – und Novalis fährt dann fort: 'Kunst ist die progressive Anthropologie.'“<sup>1</sup>

In dieser Äußerung ist alles interpretationsbedürftig. Der erste Teil des ersten Satzes ist eine normative Behauptung oder eine Wertaussage: 'Stil ist der Wahrheit überlegen'. Das bringt das reflexive Verstehen der Philosophie in ein Dilemma. Seiner Form nach – als behauptender Gebrauch eines einstufigen Wertsatzes – stellt die Äußerung nach den Konventionen des normalen Sprachverstehens einen Wahrheitsanspruch, der vom Hörer/Leser prüfend aufgenommen und ratifizierend angenommen oder ablehnend verworfen werden muss (letzteres vorzugsweise nicht ohne Angabe dafür Ausschlag gebender Gründe). Wenn ich den Satz so verstehe, dann ist er nicht nur falsch, sondern sinnlos, weil widersprüchlich. Denn sein Inhalt setzt Wahrheit als höchsten Wert zugunsten von Stil herab, seine Form aber beansprucht Wahrheit ganz unabhängig von jeder Frage nach dem Stil. Als Äußerung mit einem allgemein gültigen Anspruch auf jedenfalls Verständlichkeit, Sinn, muss ich den Satz in seinem bisher unterstellten behauptenden Gebrauch also zurückweisen – er ist vielmehr sinnlos. Nun kennt unsere Sprache nicht nur lexikalische, sondern auch syntaktische Metaphern. Also muss erwogen werden, ob in Benns Gebrauch die behauptende Form seines Satzes über das Verhältnis von Wahrheit und Stil metaphorisch geworden ist.

[Dabei könnte die grundlegende, gleichsam stehende syntaktische Metaphorizität schon in der Übertragung der Komparativität von empirischen auf evaluative Relationen liegen. Bei empirischen Prädikaten haben komparative Einstufungen den Evidenz-Rückhalt *objektiver* Messverfahren – ob etwas länger, höher, breiter ist als etwas anderes, kann durch objektive Messung *entschieden* werden. Ob etwas wichtiger ist als etwas anderes, entzieht sich wegen der Dazwischen-Schaltung subjektiver Präferenz-Ordnungen urteilsfähiger Personen einer gleichermaßen objektiven Entscheidung – verschiedene Personen können Verschiedenes wichtig nehmen. Aber die häufig eintretende Konvergenz vieler unabhängiger evaluativer Entscheidungen und deren Konventionalisierung ermöglichende Auffälligkeit (saliency) schaffen dann doch ein Analogon für empirische Objektivität. Das Bewerten ist eben eine Praxis sui generis, es ist in Ermangelung eines besseren alternativen Verfahrens nicht sinnvoll, es wegen der Unterschiede zu objektivem Messen grundsätzlich abzuwerten.]

Dann könnte er damit, auch wenn der Satz wörtlich genommen falsch, ja sogar sinnlos ist, dennoch etwas zu verstehen geben – nämlich jedenfalls dies: dass *er* es so sieht, so versteht. Seine Äußerung wäre also *expressiv* zu verstehen: Er *möchte*, als mit lyrischem Talent gesegnet, Stil *wichtiger nehmen* als Wahrheit. Und das muss ihm selbstverständlich unbenommen bleiben, aber wir anderen, Hörer/Leser, müssen seine Äußerung dann auch nur als Hilfe *ihn* zu verstehen ernst nehmen und nicht als eine Einsicht in die uns gemeinsam gegebene, bestimmende und aufgegebene

---

<sup>1</sup> GW, hrsg. Wellershoff, dtv-Ausgabe Bd. 8, 2025.

Wirklichkeit. Und das werden wir nur in dem Maße tun, als wir eben an ihm interessiert sind. Schon die Erörterung auch nur dieses Teils eines Satzes kann etwas Allgemeineres lehren (verstehen lassen): Die pauschalen Diagnosen, mit denen sich Bann und viele andere hinsichtlich des europäischen Nihilismus Nietzsche anvertraut haben, stehen unter starkem Verdacht, sinnlos zu sein. Denn wie sich zeigt, haben unsere höchsten Werte, wenn sie wirklich fungieren und nicht nur rhetorisch beschworen oder bekämpft werden, eine so klar nachvollziehbare und in keiner Weise entwertete Funktion wie die Wahrheit als formales Ziel der behauptenden Verwendung von Sätzen im betrachteten Beispiel. Vielleicht war, was die Tradition über diese (natürlich noch differenzierter und umfänglicher beschreibbare) Funktion hinaus mit 'Wahrheit' beschworen hat, einfach eine metaphysische Übertreibung und daher Illusion. Als die 'Relation' der Erfülltheit durch Wirkliches, die eine bestimmte grammatische Art von Sätzen in bestimmtem Gebrauch haben kann, ist die Wahrheit so sehr noch immer und unverzichtbar ein höchster (weil grundlegender, konstitutiver: den Sinn einer Satzverwendungsart bedingender) Wert, wie sie es stets war seit überhaupt Menschen die Satzsprache ausgebildet haben. Und Analoges ließe sich für die moralische Güte als höchsten Wert im direkten Umgang von Menschen miteinander zeigen. Banns nihilistisch-heroische und ästhetizistische Absagen an das Moralische – in dem angeführten Zitat sehr milde im Bezug auf Schiller präsent – ließen sich im Blick auf seine Praxis als Arzt und als Freund (oder Lehrer<sup>2</sup>) in Lebensverhältnissen (allerdings nicht im Verhältnis zu Frauen, in dem sich Bann unglaubliche machistische Willkür gestattet hat) in gleicher Weise der Sinn gefährdenden Widersprüchlichkeit überführen wie sein Behauptungsgebrauch im Verhältnis zu seiner Relativierung der Wahrheit. Aber das auszuführen wäre eitel (vergeblich), weil das Subjekt, das diesen Demonstrationen unterworfen würde, davon nicht mehr lernen kann.

Wenn wir uns nun dem zweiten Teil des ersten Satzes als Begründung für den angeblichen Vorrang von Stil vor Wahrheit zuwenden – der Stil trage den Beweis seiner Existenz in sich – dann wird darin eine weitere fundamentale philosophische Prämisse Banns neben der Nihilismus-Diagnose greifbar. Bann war metaphysisch-erkenntnistheoretisch dualistischer Idealist (und wohl auch Pantheist)<sup>3</sup> und hatte damit das Problem der 'Realität der (Außen)Welt':

„Das Rauschhafte, das Ermüdbare, das schwer Bewegbare, ist das vielleicht nicht die Realität? Wo endet der Eindruck und wo beginnt das Unerkennbare, das Sein? Wir sehen, die Frage nach der anthropologischen Substanz liegt unmittelbar hier vor, und sie ist identisch mit der Frage nach der Wirklichkeit. Das ungeheure Problem der Wirklichkeit und ihrer Kriterien eröffnet sich hier vor uns. *Manchmal eine Stunde, da bist du; der Rest ist das Geschehen. Manchmal die beiden Welten schlagen hoch zu einem Traum*, sagt Rönne. Welche beiden Welten also? Das Ich und die Natur. Was ergeben sie? Im Höchstenfall einen Traum.“ (GW 8, 1902 f.)

Die „Fremdheit“ nun, „zwischen dem Menschen und der Welt“ (GW 8, 1875) überwindet die eine Ausdruckswelt entwerfende und bildende Kunst und jedenfalls für diese gilt Vicos Grundsatz des *verum et factum convertuntur*; insofern löst die Ausdruckswelt das Realitätsproblem und ihr Stil ist Beweis seiner und damit überhaupt irgendwelcher Existenz. In einer Zeile seines programmatischen Gedichts *Gedichte*: „Es gibt nur ein Begegnen – im Gedichte die Dinge mystisch bannen durch das Wort.“ Das ist ganz konsequent gedacht, aber die Prämisse ist wieder sinnlos. Man wird einem

2 Am Ende von Probleme der Lyrik spricht Bann einem etwa im Publikum sitzenden jungen Lyriker Mut zu und endet mit einem Hegel-Wort zu „Abschied und Aufrichtung“ mit Dank an alle, „die die Freundlichkeit hatten, mir zuzuhören“ (GW 4, 1096) – warum braucht es auch nur dies Konventionelle, wenn alle moralische Rücksichtnahmen sentimentale Fisiatanten sind?

3 Dass er Dualist ist, sagt Bann in eigener Person (GW 8, 2002), dass er Idealist ist, ist Implikation der Lehre seines Protagonisten Pameelens, die er zustimmend autobiographisch anführt (GW 8, 1934): „es gibt keine Wirklichkeit, es gibt das menschliche Bewusstsein, das unaufhörlich ... Welten bildet, umbildet, erarbeitet, erleidet, geistig prägt.“ (vgl. GW 8, 1896) Dass er wohl auch Pantheist ist oder zeitweise war, scheint mir eine Implikation seiner Ausführungen über „zwei Typen neurologischer Reaktion“ (GW 8, 1874) zu sein, wenn seine Äußerung „ich halte zu der Reihe der Totalen“, die vom „Primat des Ganzen, τὸ ἐν καὶ πᾶν“ ausgehen, wörtlich zu nehmen ist.

Dichter nicht vorwerfen können, ein Problem nicht gelöst zu haben, das die Philosophie 2000 Jahre lang beschäftigt hat, aber man wird festhalten dürfen: Die Einsicht der sprachanalytischen Philosophie in das interne Verhältnis von Sprache und Welt auf der Ebene des Sinns, der Bedeutung, in Verbindung mit dem Grundsatz der Vorrangigkeit des Sinns von Sätzen vor ihrer Wahrheit/Erfüllung bzw. Falschheit/Nicht-Erfüllung, löst das Realitätsproblem der traditionellen metaphysischen und erkenntnistheoretischen Philosophie als ein Scheinproblem auf. Die Existenz der Welt, der Wirklichkeit, ist eine Voraussetzung schon des Sinns, der Verständlichkeit, und kann deshalb auf der nachgeordneten Ebene von Wahrheit vs. Falschheit nicht mehr grundsätzlich in Frage gestellt werden.<sup>4</sup> Was man Benn allenfalls vorwerfen könnte, wäre, dass er seinen Alltagsintuitionen gegen seine philosophischen und ideologischen Überzeugungen nicht stärker getraut hat. Denn natürlich finden sich bei ihm auch den Idealismus peremptorisch verwerfende Äußerungen.<sup>5</sup>

Der metaphysisch-erkenntnistheoretische Dualismus hat auch eine praktische Dimension oder eher Anwendung. Sie erklärt auch die ja für sich betrachtet unverständliche Rede von einer 'metaphysischen Tätigkeit'. *Ta meta ta physica* waren die Schriften im Opus des Aristoteles, die nach der *Physik* kamen. Es ist darunter schulmäßig der Bereich von Fragen verstanden worden, die logisch-begrifflicher und vielleicht erkenntnistheoretischer Natur sind und als Sachfragen missverstanden wurden. (Das wird schon daraus deutlich, dass nach dem Ordnungstitel die *Moralia* zur Metaphysik gehörten, aber in der Schule davon sehr wohl unterschieden wurden.) Als Unterscheidung von Gegenstandsbereichen war es vielleicht die zwischen Natur und Kultur. Aber in der Verwendung, die Benn im Gefolge von Schopenhauer und Nietzsche pflegte, ist die Physik der Bereich des Lebensnotwendigen und physische (interessanter Weise nicht 'physikalische') Tätigkeiten sind solche, die auf die Beschaffung und Besorgung des Lebensnotwendigen bezogen sind, metaphysische folgerichtig solche, die das nicht sind, also 'höhere' kulturelle Aktivitäten (insbesondere Produktionen). In der Schiller-Bezugnahme des Ausgangszitats dieser Erörterungen werden Gedanken und der Bereich der wahrheitsfähigen Rede im Ganzen dem Lebensnotwendigen zugeschlagen und das lässt dann den höheren kulturellen Aktivitäten nur noch den Bereich der Kunst und des Ausdrucks. Die Philosophie hat gegen diese Einteilung vorzubringen, dass sie selbst damit aus den höheren kulturellen Aktivitäten ausgeschlossen wird und sie das nicht akzeptabel findet. Es geht in ihr um Gedanken, grundlegend um Gedanken der Klärung von Gedanken (also um reflexive Gedanken), aber sie stellen einen Wahrheitsanspruch, wenn der auch von empirischen Wahrheitsansprüchen durch Enthaltung eines evaluativ-voluntativen Aspekts verschieden ist (man muss verstehen wollen; die Klärungen annehmen wollen). Aber das ist im Verhältnis dialektischer Kritik zu Benn natürlich unerheblich gegenüber dem Hinweis, dass Benn seine eigene Essayistik auf diese Weise aus den höheren kulturellen Aktivitäten ausschließt, wenn er sie nicht auf eine Ebene mit der lyrischen Ausdruckskunst stellte. Das hat er aber ausdrücklich nicht getan, zwar relativierte er die Essays als zeitgebundene Gedankengänge (GW 7,1863) und eigentlich nur „eine Art Materialbeschaffung für die Lyrik, die immer mein literarische Anliegen war“ (GW 7, 1864), aber er kontrastierte sie eben auch mit den „abgeschlossenen Gebilden, den Gebilden der Kunst“, die nur sich selber sagten, und erkannte damit implizit für die Beurteilung der Essays andere Maßstäbe als nur ästhetische an. Und welche sollten das sein, wenn nicht die der Wahrheit, der diagnostischen Richtigkeit? Das dementiert also einmal mehr eine generelle Nachordnung der Wahrheit gegenüber dem Stil.

Für das Urteilspotential von Benns geistiger Position hat die tragische zwei-Reiche-Lehre des Physischen und des Metaphysischen (tragisch, weil auch der höchst mögliche Ästhet an das Physische gebunden bleibt, „ein Erdenrest zur tragen peinlich“, um Benns größten Helden zu zitieren, dessen Verhältnis zu den Naturwissenschaften er auch seinen besten Essay gewidmet hat) eine positive und eine negative Folge. Positiv ist, dass ein Bereich des gesunden

---

4 Ich habe diese Zusammenhänge in *Wittgensteins Revolution* dargestellt.

5 „Also diese Welt ist da, es ist gar nicht zu leugnen, dass sie da ist...“ (GW 8, 2037)

Menschenverstandes vom kulturkritischen Furor des Ästhetizismus verschont bleibt, dass also alles nur halb so ernst ist. Die technische Zivilisation mag als der Erde eine nichtige Talmiunität oder -Totalität (GW 4, 1091, 1110) verleihend abgeschrieben werden, aber funktionieren soll sie doch. Es wird daher neben der künstlerischen die wissenschaftliche Rede zugelassen, in einer Form wird sie sogar einer gleich geordneten 'Transzendenz' fähig gerühmt: „Es ist heute tatsächlich so, es gibt nur zwei verbale Transendenzen: die mathematischen Lehrsätze und das Wort als Kunst. Alles andere ist Geschäftssprache, Bierbestellung.“ (GW 8, 2222) Man kann aus Benns Biographie entnehmen, dass er in einer Kneipe nahe der Bozener Straße in Berlin gerne ein Bier getrunken und also wohl auch bestellt hat. Nicht klar ist, ob er der Sprache der Bierbestellung nun Immanenz im Unterschied zu Transzendenz zugeschrieben hätte – aber für eine klare Auskunft dazu hätte er über die Sprache grundlegender klärend nachdenken und sich ihrer nicht nur virtuos bedienen können müssen. Tatsächlich erweist sich solchem gründlicheren Nachdenken über die Sprache die physische Immanenz von Wörtern und Sätzen, sei es als Klänge, sei es als Inskriptionen, als für das Funktionieren der Sprache völlig unabdingbar. Die grundlegende Darstellungsfunktion der Sprache wäre unmöglich, wenn sich nicht die Maßstäbe, die Sätze darstellen, im selben Raum befänden wie die von ihnen dargestellten ('gemessenen') Sachverhalte. Aber das hier auszuführen wäre wiederum eitel.<sup>6</sup>

Die negative Folge der tragischen zwei-Reiche-Lehre sind die viel diskutierten problematischen praktischen Stellungnahmen der intellektuellen Figur Benn – seine 'Zivilisations'feindschaft, sein anti-demokratischer Elitismus, sein proklamierter Immoralismus. Auch seine im Nachkriegsdeutschland der Reeducation viel diskutierte Affiliation mit dem Nationalsozialismus – für kurze Zeit hoffte Benn offenbar, für Hitler und Goebbels werden zu können, was Marinetti für Mussolini war<sup>7</sup> – kann auf diesen Komplex zurückgeführt werden. Aber mir scheint, dass das nur ein Anwendungsfall der Selbstwidersprüchlichkeit, die bei Benn in vielen und grundlegenden Hinsichten zu finden ist. Jede Kunst braucht die Freiheit zu ihrem Ausdruck, Wortkunst also im weitesten Sinn Gedankenfreiheit. Benn aber hat sich den Nazis angedient mit folgendem Bekenntnis: „der Vers von heute lautet: Geistesfreiheit, um sie für wen aufzugeben? Antwort: für den Staat.“ (GW 4, 1011) Damit hat er sich den ihm strukturell notwendigen Boden selbst unter den Füßen weggezogen. Klaus Mann hat ihm das schon 1933 vorgehalten und es gereicht Benn zur Ehre, dass er dessen Brief in seiner intellektuellen Autobiographie abgedruckt und ausdrücklich eingeräumt hat, der junge Mann habe die Situation seinerzeit richtiger beurteilt als er selbst und er selbst habe sich geirrt. Das kann man von Martin Heidegger (allenfalls mit 'wer groß denkt, muss groß irren'), Carl Schmitt u.a. für deutsche Geistesgrößen gehaltenen Autoren nicht sagen. Dabei wäre doch von ihnen eher als von einem Ausdruckskünstler politische Urteilskraft zu erwarten von größerer eigener Urteilskraft zeugen. Es wäre wichtiger (gewesen), Benn seine Widersprüchlichkeit in den für seine geistige Position zentralen Fragen vorzuhalten und argumentativ nachzuweisen. Ein dritter Komplex philosophischer Prämissen von Benns geistiger Position ist dem Ausgangszitat nicht zu entnehmen. Benn war neben Nietzsche stark von Oswald Spenglers Kulturmorphologie beeinflusst und von daher Historizist, der sich dem Verhängnis der Spätzeit einer alternden und untergehenden Kultur unterworfen sah. Besonders ausgeprägt ist sein Historizismus (durchaus im Sinne Poppers) hinsichtlich der durch die Wissenschaften bestimmten Geistesentwicklung. Auch die schien ihm die Position der Kunst als letzter metaphysischer Tätigkeit zu stützen, weil sie die Wirklichkeit immer mehr in ein begriffliches Konstrukt wissenschaftlicher, insbesondere physikalischer Theorien und ihrer Formeln aufgelöst zu haben schien. Den Zusammenhang, den Benn gesehen hat, will ich mit nur einem Zitat belegen, in dem der erkenntnistheoretische Idealismus deutlich durchscheint:

6 Diesem Problem hat Richard Heinrich das Zentrum seines Essays *Wittgensteins Grenze*, Wien 1993 (49-71) gewidmet.

7 GW 3, 805 und GW 4, 1042 ff. Die Probleme finde ich gut behandelt in Gunnar Decker: *Gottfried Benn – Genie und Barbar*, Berlin 2006, 224 ff.

„Die Materialisierung der Strahlung und die Zerstrahlung der Materie. Die Natur geht über in eine Verflechtung von Begriffen und Symbolen und diese erzeugen wiederum Materie und Natur. Die Einheit von Materie und Energie ist ebenso vollzogen, wie die Einheit von Gedanke und bewegter Natur. Einst war wohl Gott der Schöpfer der Welten, und zweifellos gibt es Älteres als Blut, aber seit einiger Zeit treiben die Gehirne die Erde weiter und die Entwicklung der Welt nimmt ihren Weg durch die menschlichen Begriffe, und offenbar ist es zur Zeit ihr Haupt- und Lieblingsweg. Demnach antworten die Tiere des Waldes tatsächlich mit der Hegelschen Apotheose, dass Gott in der Natur seinen Leib und im Menschen sein Selbstbewusstsein habe und dass der Gedanke die zweite Welt bedeute, die Überwelt, die Formelwelt einer sich bewusstwerdenden, vorher dumpfen und gebundenen, aber unstillbar sich verwandelnden Bewegung.“ (GW 3, 917)

Da ist viel populäres Missverständnis von wissenschaftlichen, insbesondere physikalischen Theorien im Spiel, obwohl z.B. Pierre Duhem, von dem Benn Anderes hätte lernen können, durchaus ein Zeitgenosse Benns gewesen ist – aber der hat lieber Ortega y Gasset und Evola gelesen.<sup>8</sup>

Theorien sind keine Aussagen, keine Beschreibungen, sondern begriffliche Instrumente, die im Kern gesetzliche Zusammenhänge zu formulieren gestatten, aus denen Hypothesen abgeleitet werden können, die Ereignisse vorherzusagen gestatten und daher experimentell überprüft werden können. Ein positiver Ausgang einer einzelnen Überprüfung gibt eine gewisse Bestätigung der angenommenen gesetzlichen Zusammenhänge, ein negativer Ausgang eine unbestimmte Schwächung, keine Falsifikation (weil ein negativer Ausgang eines überprüfenden Experiments auf nichts Bestimmtes hinweist, das zu seiner Vermeidung in der Theorie geändert werden müsste – das war eine der grundlegenden Entdeckungen Duhems). Es ist verfehlt, von physikalischen Theorien die Antwort auf metaphysische Fragen zu erwarten, die Fragen sind größtenteils unsinnig und bedürfen der Kritik. Wir treiben mit wissenschaftlichen Theorien, wie Benns Gewährsmann Nietzsche, wenn auch in Begriffen einer irreführenden Erkenntnistheorie formuliert, richtig gesehen hat, „gleichsam ein tastendes Spiel auf dem Rücken der Dinge“.<sup>9</sup> Für dieses Spiel, das in der Alltagssprache bereits beginnt, setzen wir aber die Existenz der Dinge unvermeidlich voraus, weil wir auf sie die Bedeutung der grundlegenden Ausdrücke (der Sprache und der Theorien) eichen müssen. Es ist daher überhaupt nicht realistisch zu erwarten, dass die avancierten wissenschaftlichen Theorien den massiven Realismus der Dinge, die dreidimensionale Körperwelt, in der schon Ereignisse und Prozesse sowie die zu ihnen gehörende Temporalisierung sekundäre Gebilde und Operationen sind, aushebeln und durch etwas wissenschaftlich Besseres, Angemesseneres (weil besser Bestätigtes) ersetzen könnten – denn was getan wird, wenn Theorien auf- und Experimente angestellt werden, muss nach wie vor in der auf die uralte Ontologie der Alltagssprache bezogenen Ausdrucksweise beschrieben werden. (Technisch gesprochen: Die Messtheorie jeder physikalischen Theorie muss newtonisch sein.) Es kann keine Rede davon sein, dass Relativitätstheorie und Quantenphysik uns darüber belehrten, dass die uns umgebende Wirklichkeit der Natur eigentlich ein Phantasma des menschlichen Geistes, gleichsam die idealistische 'Welt als Vorstellung' wäre. Eine gar nicht vorliegende Entwicklung des rationalen, wissenschaftlichen Bewusstseins kann daher auch keine externe Stütze der Auffassung von der Kunst als letzter metaphysischer Tätigkeit und einzigem Weg zu wirklicher, weil sich als Stil selbst beweisender Existenz sein. Es hätte Benn hier ein größeres Maß an ihm durch seine

8 Duhems Hauptwerk erschien französisch 1904/05 und deutsch schon 1908: *Ziel und Struktur der physikalischen Theorien*, Nachdruck hrsg. Von Lothar Schäfer, Hamburg 1978. - Zu Evola GW 7, 1707 – 1717; zu Ortega GW 8, 2042.

9 'Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn' (1873), zit. n. *Erkenntnistheoretische Schriften*, hrsg. Jürgen Habermas, Frankfurt am Main 1968, 98. [KGA und KSA mögen wissenschaftliche Großtaten gewesen sein, aber intellektuell sind sie eine Pest, weil in ihr der Nachlass für andere als Spezialisten unbrauchbar ist. Nachdem der Furor der reeducation glücklich vorüber ist, sollte Nietzsche unbedingt in einer der Ausgaben ediert werden, durch die er gewirkt hat, einschließlich der angeblichen Fälschung unter dem Titel 'Der Wille zur Macht'.]

naturwissenschaftliche, medizinische Ausbildung zugänglichem Realismus gut getan. Der einzige Philosoph übrigens, dem er in einer gelegentlichen Erwähnung zubilligt noch zu denken und den er offenbar mit seiner Frühphase wahrgenommen hat, hat in dieser Phase jedenfalls im Sinne der neueren Wissenschaftstheorie festgehalten. „Durch den ganzen logischen Apparat hindurch sprechen die physikalischen Gesetze doch von den Gegenständen der Welt“ und lösen sie keineswegs in Begriffe, Formeln und Gedanken auf.<sup>10</sup>

Erst nachdem der (geistes)geschichtliche Historizismus seine Wirkung in der Formation von Benns geistiger Position getan hatte, konnte er sich von bestimmten Formen desselben, z.B. Spenglers Untergangstheorie für das Abendland, auch distanzieren (GW 4, 1110: „Es war immer Krise, es war immer Götterdämmerung ...“) und den ganzen kulturkritischen Überbau zugunsten eines aus Enttäuschung geborenen Funktionalismus („übernimm ruhig die Aufgabe einer Teilfunktion“ GW 4, 1155) verabschieden (nachdem es mit der scheinbar großen anthropologischen Veränderung im NS, die es Benn mit der Geschichte noch einmal hat versuchen lassen, so recht nichts war):

„Auf diesem Hintergrund erhebt sich das moderne lyrische Ich, es betritt sein Laboratorium, das Laboratorium für Worte, hier modelliert es, fabriziert es Worte, öffnet sie, zertrümmert sie, um sie mit Spannungen zu laden, deren Wesen dann vielleicht durch einige Jahrzehnte geht. Dieses moderne lyrische Ich sah alles zerfallen: die Theologie, die Biologie, die Philosophie, die Soziologie, den Materialismus und den Idealismus, es klammerte sich nur an eines: seine Arbeit am Gedicht. Es schloss sich ab gegen jeden Gedankengang, der mit Glauben, Fortschritt, Humanismus verbunden war, es beschränkte sich auf Worte, die es zum Gedicht verband. Dieses Ich ist völlig ungeschichtlich, es fühlt keinen geschichtlichen Auftrag ... es schreitet seinen Kreis ab – Moira, den ihm zugewiesenen Teil...“ (GW 4, 1108; vgl. GW 8, 2024 ff.).

Während so die externen philosophischen Bezüge von Benns geistiger Position sämtlich sachlich problematisch bis unhaltbar sind, ist er mit Herausforderungen der Philosophie aus seiner eigenen Kompetenz als Lyriker deutlich besser gefahren. So nimmt er einmal Bezug auf Heidegger („ein großer Philosoph“) und seine Deutung des Kunstwerks als das „Sich-ins-Werk-Setzen der Wahrheit“, fragt dann, welche Wahrheit das nun wieder sei, vermutet ideologiekritisch, mit der Erwähnung der Wahrheit gehe es nur darum, „die Initialen der Philosophie zu präsentieren“ und erwidert kategorisch: „in der Kunst geht es ja gar nicht um Wahrheit, sondern um Expression.“ (GW 4, 1142) Wenn es um Kategorisierung im Großen geht, dann gehört Wahrheit in den Bereich von Verstehen und Erkennen, und die Kunst gehört, von ihrem Produktionsaspekt her gefasst, unter die Kategorie des Ausdrucks – da hat Benn ganz ohne Zweifel recht. (Vom Aspekt ihrer Rezeption her gefasst gehört die Kunst unter eine Art von Sinn-Verstehen, das physiognomische Verstehen, und das erklärt den wiederholten Versuch von Philosophen nach Kant, über das Verstehen als tertium für die Kunst selbst einen Bezug auf Wahrheit zu postulieren).

Es würde hier zu weit führen, wenn ich nicht nur erwähnen, sondern ausführen wollte, warum die Beurteilung der Kontroverse mit Heidegger über das Wesen der Kunst trotz der scheinbar klaren Beurteilung prima facie so einfach nicht ist. Das liegt daran, dass Heidegger nicht eigentlich von Wahrheit redet, wenn er den Ausdruck verwendet, sondern, wie Tugendhat gezeigt hat, den klassischen Begriff der Aussage-Wahrheit in den Begriff der angeblich an der griechischen Fassung

---

10 „Schopenhauer war ... ein wohlhabender Mann und dachte trotzdem, er dachte interessant, sublim und weittragend, aber heute denkt doch eigentlich kein Herr mehr – der einzige wäre vielleicht Wittgenstein ...“ GW 4, 1137. Benn zitiert im Zusammenhang (ungenau) LPA 5.6 und (wörtlich) 2.221. Ich habe oben 6.3432 zitiert. Dass der Satz zutrifft, zeigt die Überlegung, dass die Physik sich als empirische Wissenschaft an die experimentelle Überprüfung von Hypothesen bindet, und die muss unter den Verhältnissen der 'Gegenstände der Welt' stattfinden und letztlich auf sie beziehbar sein und bleiben. Infolgedessen ist auch fragwürdig, inwiefern kosmologische Spekulationen über eine angeblich anfängliche Singularität und prinzipiell nicht-überprüfbare Thesen über die kleinsten Bestandteile der Materie – Strings, Superstrings etc. – noch Physik im neuzeitlichen Sinn sind.

des Begriffs Aletheia abgelesenen 'Unverborgenheit' verschiebt (an die dann die kryptischen, dichtenden Auskünfte über die 'Lichtung des Seins' etc. angeschlossen sind). Über Tugendhats Kritik seines Lehrers Heidegger hinaus und mit ihrer Hilfe habe ich gezeigt, dass der *existierende* Begriff, dem der Begriff der Unverborgenheit noch am nächsten kommt, der Begriff des Sinns als des Korrelats von Verstehen und Bedeutungserklärung ist<sup>11</sup> (gemäß dem Grundsatz des einzigen noch denkenden Philosophen nach Benn, demzufolge die Bedeutung das ist, was eine Erklärung der Bedeutung erklärt.) Heidegger ist selbst eine Art Expressionist oder Expressivist und damit Benn näher, als dieser sehen konnte.

Noch treffender ist eine möglicher Weise auch auf Heidegger gemünzte Provokation Bennis, die ihm selbst als so 'extravagant' erschien, dass er – das lyrische Ich – sich diesen Eindruck „nur mit Vorsicht ein(gesteht)“, dass es nämlich so aussehe,

„als möchten auch die Philosophen von heute in ihrem Grunde dichten. Sie fühlen, dass es mit dem diskursiven systematischen Denken im Augenblick zu Ende ist, das Bewusstsein trägt im Augenblick nur etwas, das in Bruchstücken denkt, die Betrachtungen von fünfhundert Seiten über die Wahrheit, so treffend einige Sätze sein mögen, werden aufgewogen von einem dreistrophigen Gedicht – dies leise Erdbeben fühlen die Philosophen, aber das Verhältnis zum Wort ist bei ihnen gestört oder nie lebendig gewesen, darum wurden sie Philosophen, aber im Grund möchten sie dichten – alles möchte dichten.“ (GW 4, 1092)

Benn hat nicht wissen können, dass etwa zu der Zeit, als er sich in einen großen historisch-anthropologischen Aufbruch verwickelt glaubte, der nach seinem Urteil einzig noch denkende Philosoph seine Stellung zur Philosophie tatsächlich mit dem Diktum zusammengefasst haben wollte: „Philosophie dürfte man eigentlich nur dichten.“<sup>12</sup> Nun verwendet das Diktum den Konjunktiv II und der ist sehr interpretationsbedürftig. Nach meiner Einsicht hat Wittgenstein zwar persönlich dichten können wollen, wie Benn wohl gegenüber Heidegger vermutet, aber sachlich für die Philosophie zwar einen dichterischen Aspekt eingeräumt, aber sie im Kern als reflexive begriffliche oder Sinn-Klärung verstanden. Der dichterische Aspekt dieser Sinnklärung ergibt sich daraus, dass sie immer wieder auf Situationen führt, in denen eine Entscheidung getroffen und also etwas gewollt werden muss. In dieser Hinsicht fungiert der Philosoph dann als 'Sprachsöpfer' (Sprach-Festleger) und ist darin dem Dichter ähnlich. Wenn das im Groben richtig ist, dann muss Bennis weiter führender Eindruck und die darin liegende Herausforderung der Philosophie zurückgewiesen werden. Meine Aufnahme der Herausforderung steckt in der jetzt zu beginnenden Diskussion von *Probleme der Lyrik* und wird die Form annehmen, dass ich zeigen werde, dass entgegen Bennis Behauptung die Philosophie nachweisen kann, dass sie ein umfassenderes Verhältnis zum Wort haben kann als nach Benn die Lyrik hat, insofern sie deren Verfahrensweisen noch verständlich machen kann, wohingegen Benn gegen die aufzubietenden Klärungen der Philosophie allenfalls historizistische Erklärungen der Obsoletheit von Philosophie überhaupt zu Gebote stünden. Und damit genug der Vorrede.

## II.

Für Benn war Lyrik nachdrücklich Wort-Kunst. Er nahm damit sicher ein Diktum Mallarmés auf – ein Gedicht entstehe nicht aus Gefühlen, sondern aus Worten. (GW 4, 1073) Aber er radikalisierte das so vehement, dass er in einer Ausführung zur Krise der Sprache sogar behauptet hat: „Nur der Lyriker, der wahrhaft große lyrische Dichter weiß, was das Wort wirklich ist.“ (GW 7, 1719; im

11 Nachlesbar in *Sinn und Zeit* Kap. IV über 'Wahrheit und Sinn bei Heidegger und Tugendhat'; hier auf der website unter online-Originale.

12 Wittgenstein: *Nachlass*, Ms. 115, 30 (14. Dez. 1933); vgl. Ms 146, 50. - Ich habe W.s Diktum zu einem extremen Bezugspunkt meiner Deutung seiner Philosophie-Konzeption gemacht – im Anhang II zu *Das verstandene Leben* und in Kap. 4 von *Wittgensteins Revolution*. (beides auf der website)

Original gesperrt) Nun muss man sicher beachten, dass Benn sich im Kontext vom 'albernen Geschwätz' der Romanciers distanziert, das nur dazu diene, die Dinge in Schatten zu verwandeln. Deren Zeit sei glücklicher Weise vorbei. Aber selbst bei Beachtung dieses Kontextes ist die Behauptung steil<sup>13</sup>, denn jede weitere und abweichende Bedeutungserklärung, die Benn etwa für sich reklamieren wollte, setzt eine Standarderklärung voraus, die jeder Sprecher der Sprache kennt oder, wenn sie ihm vorgeschlagen wird, als richtig erkennt und anerkennt. Es ist die Erklärung, dass Wörter die Bestandteile von Sätzen sind. Wenn dann gefragt wird, was Sätze sind, wird sinnvoller Weise nach einigem Überlegen geantwortet werden: Sätze sind die kleinsten auch kontextfrei selbstständig verwendbaren Einheiten der Sprache, mit denen etwas *gesagt* – beschrieben, dargestellt, behauptet, befohlen, vorgeschlagen, gewünscht etc. – werden kann. Nun habe ich eben als Plural von 'Wort' 'Wörter' verwendet, Benn dagegen würde wohl von 'Worten' reden. Und es gibt Verwendungen, in denen die beiden Pluralformen einen nicht-idiosynkratischen Unterschied ausdrücken. Z.B. zitiert Benn gerne den Anfang des Johannes-Evangeliums *en archā än ho logos* mit der Übersetzung 'im Anfang war das Wort', die als Aufnahme des Theologoumenons von der Schöpfung durch das Wort auch legitim ist (*logos* heißt sonst noch ziemlich viel) – aber das Wort mit dem alles anfang, war ein Satz, der nach der Genesis mit 'Es werde ...' anfang. Wenn mit 'Wort' in diesem Sinn 'Satz' gemeint ist, dann ist der Plural konventionell 'Worte', nicht 'Wörter' ('die sieben letzten Worte des Erlösers am Kreuze' z.B.) Auch der Plural des wahrhaft großen Hegelworts, mit dem Benn *Probleme der Lyrik* schließt, wäre 'Worte', denn das angeführte Hegelwort ist ein Satz über das sich auch angesichts von Verwüstungen erhaltende Leben des Geistes.

Aber die Worte, von denen Benn sagt, dass nur der Lyriker wirklich wisse, was sie seien, sind keine Sätze, sondern wirklich Wörter vor allem einer Wortart, wie uns Benn in folgendem Selbstzitat aus einem früheren Text sagt ('Epilog und lyrisches Ich' stammt nach Angaben des Herausgebers in seinen beiden Teilen von 1921 und 1927):

Es gibt im Meer lebend Organismen des unteren zoologischen Systems, bedeckt mit Flimmerhaaren. Flimmerhaar ist das animale Sinnesorgan vor der Differenzierung in gesonderte sensuelle Energien, das allgemeine Tastorgan, die Beziehung an sich zur Umwelt im Meer. Von solchen Flimmerhaaren bedeckt stelle man sich einen Menschen vor, nicht nur am Gehirn, sondern über den Organismus total. Ihre Funktion ist eine spezifische, ihre Reizbemerkung scharf isoliert; sie gilt dem Wort, ganz besonders dem Substantivum, weniger dem Adjektiv, kaum der verbalen Figur. Sie gilt der Chiffre, ihrem gedruckten Bild, der schwarzen Letter, ihr allein. (GW 4, 1075)

Nun kann Benn mit seiner am Beginn dieses Abschnitts angeführten Behauptung nicht gemeint haben, nur der große Lyriker wisse, was Substantive sind. Also genügt die Auskunft, die Benns Selbstzitat mit dem bildlichen Vergleich der Sensibilität des Lyrikers für die Worte mit dem Flimmerhaar einfacher Meeresorganismen verbindet, offenbar nicht, um zu verstehen, was er mit 'Wort' meint und wofür er eine bestimmte privilegierte Zugänglichkeit für den Lyriker beansprucht. Wir müssen also die weiteren Erläuterungen ansehen. Benn kommentiert seinen alten Text, sein Zitat unterbrechend, folgendermaßen:

Flimmerhaare, die tasten etwas heran, nämlich Worte, und diese herangetasteten Worte rinnen sofort zusammen zu einer Chiffre, einer stilistischen Figur. Hier füllt nicht mehr der Mond Busch und Tal wie vor zweihundert Jahren, beachten Sie, die schwarze Letter ist bereits ein Kunstprodukt, wir sehen also in eine Zwischenschicht zwischen Natur und Geist, wir sehen etwas selber erst vom Geist Geprägtes, technisch Hingebotenes hier mit im Spiel. (ebd. 1075)

Er fährt fort, dass die Flimmerhaare nur zu bestimmten Zeiten und in bestimmten rauschähnlichen

---

13 Benns eigene Bemerkung zu 'steil' (im Kontext einer Anführung von Merkmalen, an denen gesehen werden könne, wie ein modernes Gedicht nicht aussehen dürfe): „das will einer hoch und kommt nicht 'rauf.“ (GW 4, 1069)

Zuständen tätig werden, in denen „die Zusammenhangsdurchstoßung, das heißt Wirklichkeitszertrümmerung, vollzogen werden kann, die Freiheit schafft für das Gedicht – durch Worte.“ (ebd. 1076) Er schildert dann diesen Zustand der Lyrikproduktion näher, über den Auskunft zu geben ihm offenbar sehr wichtig war.<sup>14</sup> Am Ende der längeren Anführung aus dem früheren Text kommt er wieder auf das Thema 'Worte':

Worte, Worte – Substantive! Sie brauchen nur die Schwingen zu öffnen und Jahrtausende entfallen ihrem Flug. Nehmen Sie Anemonenwald. Also zwischen Stämmen feines, kleines Kraut. Ja über sie hinaus Narzissenwiesen, aller Kelche Rauch und Qualm, im Ölbaum blüht der Wind und über Marmorstufen steigt, verschlungen, in eine Weite die Erfüllung – oder nehmen Sie Olive oder Theogonien – Jahrtausende entfallen ihrem Flug. Botanisches und Geographisches, Völker und Länder, alle die historisch und systematisch so verlorenen Welten hier in Blüte, hier ihr Traum – aller Leichtsinn, alle Wehmut, alle Hoffnungslosigkeit des Geistes werden fühlbar aus den Schichten eines Querschnitts von Begriff.

Die Äußerung ist offenbar expressiv, teilweise selbst gedichtet. Aber sie gibt Beispiele für Worte als Material von Gedichten und bietet mit der Rede vom 'Querschnitt von Begriff' den Versuch einer Erklärung ihres Potentials, räumlich, zeitlich und sachlich ganz Heterogenes vergegenwärtigen zu können. Wie Benns Klärungsversuch im Zusammenhang seiner Äußerungen verstanden werden kann, steht noch dahin und wird nach Anführung der letzten Passage zu 'Worte' das Thema sein. Für diese nehme ich Selbstzitat (in einfacher Anführung) und Kommentar zusammen:

'Schwer erklärbare Macht der Wortes, das löst und fügt. Fremdartige Macht der Stunde, aus der Gebilde drängen unter der formfordernden Gewalt des Nichts. Transzendente Realität der Strophe voll von Untergang und voll von Wiederkehr: die Hinfälligkeit des Individuellen und das kosmologische Sein, in ihr verklärt sich ihre Antithese, sie trägt die Meere und die Höhe der Nacht und macht die Schöpfung zum stygischen Traum: >Niemals und immer.< ' Mehr möchte ich über das Wort nicht sagen. Ich weiß nicht, ob es mir gelungen ist, Ihnen nahezubringen, dass hier etwas Besonderes vorliegt. Wir werden uns damit abfinden müssen, dass Worte eine latente Existenz besitzen, die auf entsprechend Eingestellte als Zauber wirkt und sie befähigt, diesen Zauber weiterzugeben. Dies scheint mir das letzte Mysterium zu sein, vor dem unser immer waches, durchanalysiertes, nur von gelegentlichen Trancen durchbrochenes Bewusstsein seine Grenze fühlt. (ebd, 1077 f.)

Benn endet also damit, die lyrische Behandlungen von Worten und ihr Potential, so behandelt zu werden, für schwer erklärbar und zum Mysterium zu erklären. Nun bleibt gewiss das Faktum der Inspiration – des Einfalls oder der in ein Gedicht ausgearbeiteten Einfälle – durch eine *allgemeine* Erklärung unerreichbar. Wenn man das 'Mysterium' nennen möchte, à la bonheur, aber man wundert sich dann vielleicht nicht genug über vieles Alltägliche. Jedenfalls möchte ich Benn dahin widersprechen, dass mittels der von ihm ausgedrückten Erfahrungen das Potential von Wörtern als Worte, als lyrisches Material, sehr wohl noch ein Stück weiter erklärt werden kann. Und angesichts dieser weiter getriebenen Erklärung erscheint Benns Ausgangsbehauptung für diesen Abschnitt, nur der Lyriker wisse wirklich, was das Wort sei, ziemlich präpotent.

Worte als lyrisches Material sind eine Erscheinungsform von Wörtern. Wörter sind wesentlich

---

14 Es ist nicht klar, ob solche Auskünfte etwas allgemein Geltendes sagen können. Aber ich habe mich davon überzeugen können, dass viele der Beobachtungen Benns allgemeiner zutreffen scheinen. Der Widmungsträger dieser Überlegungen, Fletcher DuBois, ist u.a. Sänger-Songwriter und hat eine Fähigkeit, die Benns Behauptungen über rausch- oder tranceartige Zustände bei der Lyrik-Produktion beobachtbar macht. In gut laufenden Konzerten fordert er seine Zuhörer auf, ihm eine Reihe von Wörtern zu geben (sieben bis zehn), um daraus zu einer meist einfacheren Gitarren-Begleitung einen Spontan-Song (ein Spontan-Gedicht) zu machen – der Vorgang zeigt alle äußeren Merkmale eine Trance-artigen Schwebens im Sich-Überlassen an ein vor-bewusstes Operieren der sprachlichen Fähigkeiten. Manche dieser ephemeren Produktionen hat DuBois dann zu wiederbaren Songs ausgearbeitet (z.B. 'Windows' auf seiner Heidelberg-CD; hörbar auf [www.myspace.com/fdubois](http://www.myspace.com/fdubois)).

Satzbestandteile, die Äußerung eines einzelnen Wortes, z.B. eines Namens, sagt noch nichts. 'Benn' – wenn ich das jemandem gegenüber äußere, hat er ein Recht zu fragen 'wer ist Benn, von wem redest du, was ist mit ihm?' Dagegen ist der Satz 'Benn war ein großer Lyriker' isoliert verständlich, wenn die Satzbestandteile, die Wörter verstanden werden. Dazu gibt die Satzform Anhaltspunkte – z.B. kam man der Form des Satzes hier entnehmen, dass es sich beim Ausdruck 'Benn' um einen Namen handeln muss, wenn es sich bei dem Ausdruck 'Lyriker' um eine Berufsbezeichnung für Personen handelt. Die beginnende moderne Sprachphilosophie hat den deskriptiven Tatbestand, dass Sätze isoliert verständlich sein können und daher die kleinsten Einheiten der Sprache sind, mit denen 'ein Zug im Sprachspiel' gemacht werden kann, in ein Prinzip des Satzzusammenhangs gefasst, dass in einer liberalen Formulierung lautet: „Man muss aber immer einen vollständigen Satz ins Auge fassen. Nur in ihm haben die Wörter eigentlich eine Bedeutung.“<sup>15</sup> Und in extremen Formulierung: „Nur der Satz hat Sinn; nur im Zusammenhang des Satzes hat ein Name Bedeutung.“<sup>16</sup> Man kann sich leicht davon überzeugen, dass, wenn unter 'Name' auch Eigennamen von Personen fallen und unter 'Sätze' auch andere sprachliche Einheiten als Aussagesätze, die extreme Formulierung falsch ist – Namen werden auch in Anruf und Anrede verwendet, die Sinn haben (verstanden werden können), und können darin isoliert fungieren. Aber die liberale Formulierung scheint einfach einen deskriptiven Tatbestand zu fassen. Wörter fungieren in erster Linie in Sätzen als bedeutungsvoll. Das zeigt sich auch daran, dass ihre Bedeutung sehr oft in (in bestimmter Weise, nämlich normativ verwendeten) Sätzen der Form 'dies ist (ein) ...' erklärt werden kann (und die Bedeutung eines Wortes ist analytischer Weise das, was die Erklärung seiner Bedeutung erklärt). Nun ist das liberale Prinzip des Satzzusammenhangs als konstitutiv für die Bedeutung von Wörtern formuliert worden im Zusammenhang des Bestrebens, in den Grundlagen der Arithmetik und in der Theorie der Bedeutung allgemein den Psychologismus auszutreiben, der die Bedeutung von Wörtern in den Vorstellungen, die eine Person beim Hören oder Sprechen haben mag, finden will. Dafür war die Beobachtung wichtig, dass man bei Wörtern sich vor allem dann etwas vorstellt, wenn man sie isoliert betrachtet. Das Prinzip des Satzzusammenhangs arbeitet der isolierten Betrachtung von Wörtern entgegen und damit der Versuchung, sich bei ihnen etwas als 'ihre Bedeutung' vorzustellen.

Was helfen diese Erinnerungen an Motivationslagen in der beginnenden modernen Sprachphilosophie zum Verständnis von Benns Ausführungen über Worte als Material der Lyrik? Benn sagt, bevor Worte lyrisch behandelt werden können, bedürfe es einer „Zusammenhangsdurchstoßung“ und damit einer „Wirklichkeitszertrümmerung“. Welcher Zusammenhang wird durchstoßen? Ich denke, der für Wörter bedeutungskonstitutive Satzzusammenhang. Und die Wirklichkeit, die damit zertrümmert wird, ist die uns in wahren deskriptiven Sätzen gegebene Wirklichkeit der uns umgebenden Natur und Kultur. Benn hat das in der für ihn charakteristischen heroisch-tragischen Selbststilisierung auch in seinem programmatischen Gedicht *Gedichte* festgehalten: „hast du fraglosen Blicks den Blick gewendet in eine Stunde, die den Blick zerstört. Die Dinge dringen kalt in die Gesichte und reißen sich der alten Bindung fort...“ Was bleibt übrig nach Zusammenhangsdurchstoßung und Wirklichkeitszertrümmerung? Wörter und Wirklichkeitselemente, Dinge. Aber Wörter sind als wesentlich Satzbestandteile funktionale Gebilde. Deshalb ist die Beschreibung dessen, was übrig bleibt, wenn der Satzzusammenhang durchstoßen ist, erweiterbar: Übrig bleiben Satzbestandteile, die nach wie vor die Möglichkeit haben, in die verschiedensten für sie sinnvollen Satzzusammenhänge einzutreten.

Nun haben wir den Gebrauch der Sprache in einem durchdringenden Sozialisationsprozess erworben und mehr oder weniger weit assimiliert. Dann liegt es für uns nahe, die möglichen Satzzusammenhänge für ein Wort mit der Laut- oder Schriftgestalt des Wortes zu amalgamieren, zusammen-zu-hören oder -zu-lesen. Wir *sehen* die Wörter *als* wesentlich bedeutungsvoll und also

---

15 Gottlob Frege : *Grundlagen der Arithmetik* (1879), § 60.

16 Ludwig Wittgenstein: *Logisch-Philosophische Abhandlung*, Satz 3.3.

fähig, in die verschiedenen für die möglichen Satzkontexte einzutreten.<sup>17</sup> Dies Aspekt-Sehen (Aspekt-Hören/-Verstehen) bezüglich Sprachlichem ist die subjektive Seite, die Fähigkeit, die die Wörter als potentielle Satzbestandteile zu Worten und lyrischer Behandlung zugänglich macht. Sie fasst Benn mit dem Bild von den Flimmerhaaren ebenso wie in der nüchternen Beschreibung, man müsse lyrisch ('entsprechend') eingestellt sein, um den Zauber der Worte weitergeben zu können. Aber er fasst das Assimiliert-haben der Sprache im Wahrnehmen von Ausdrücken auch phänomenologisch direkt:

„Das Bewusstsein wächst in die Worte hinein, das Bewusstsein transzendiert in die Worte. Vergessen – was heißen diese Buchstaben, Nichts, nicht zu verstehen. Aber mit ihnen ist das Bewusstsein in bestimmter Richtung verbunden, es schlägt in diesen Buchstaben an, und diese Buchstaben nebeneinander gesetzt schlagen akustisch und emotionell in unserem Bewusstsein an. Darum ist oublier nie Vergessen. Oder nevermore mit seinen zwei kurzen verschlossenen Anfangssilben und dann dem dunkel strömenden more, in dem für uns das Moor anklingt und la mort, ist nicht nimmermehr – nevermore ist schöner. Worte schlagen mehr an als die Nachricht und den Inhalt, sie sind einerseits Geist, aber haben andererseits das Wesenhafte und Zweideutige der Dinge der Natur.“ (GW 4, 1074 f.)

Statt des von mir vorhin verwendeten unspezifischen Ausdrucks für das lyrische Potential von Worten, 'vergegenwärtigen können', sollte man vielleicht besser von 'evozieren' sprechen.<sup>18</sup> Das berührt Benn einerseits mit der Rede von der 'latenten Existenz', die Worte haben. Latent ist bei Wörtern in Isolation ihr Auftreten(-Können) in Satzkontexten, aber das Sie-Betrachten (der ständige Aspekt) unter dem Aspekt der Bedeutungsfülle scheint diese Möglichkeit synchron existent werden zu lassen. Wenn auch nur 'latent'. Diese Expansion von Benns Charakterisierung leitet über von der subjektiven Seite der Möglichkeit von Lyrik auf eine objektive. Benn weist daraufhin, dass die einer aufnehmend/verwendend operierenden Fähigkeit korrespondierenden Worte sofort zu einer Chiffre im Sinn von 'stilistischer Figur' werden und dass das darauf hinweist, dass sie einer „Zwischenschicht zwischen Natur und Geist“ zugehören. Damit berührt er, was neukantianische Philosophen aus Hegel und der bei ihm in der aristotelischen Tradition so genannten 'zweiten Natur' des objektiven Geistes gemacht haben.<sup>19</sup> Diese quasi-natürliche Objektivität, die sich daran zeigt, dass die sie bildenden Zusammenhänge individueller Willkür entzogen sind, kommt für den Aspekt auf, dass Benn den Worten die Geschichte des von ihnen ausgedrückten oder mit ihnen verknüpften Begriffs zuschreibt ('Jahrtausende entfallen ihrem Flug'). Hierher gehört auch die Rede vom 'Querschnitt von Begriff'. Man kann der Formulierung Sinn abgewinnen, wenn man 'Begriff' nicht intensional (der Ausdruck mit einer bestimmten Bedeutung) sondern extensional (die Menge der Fälle, auf die ein Ausdruck Anwendung findet) versteht. Aus der Menge diese Fälle behält der Lyriker für seine Verwandlung der Wörter in Worte ihm Zusagendes und (auch unter Gesichtspunkten des Klanges und der Andeutung überraschender neuer Zusammenhänge) Passendes bei. Er bildet dabei oft ein lyrisches Vokabular seiner Worte aus („Es gibt nämlich etwas, was man die Zuordnung der Worte zu einem Autor nennen kann.“ GW 4, 1070). Benn hat seine bisher klärend verdeutlichten Erfahrungen in ein zweistrophiges Gedicht gefasst, das zugleich den weltanschaulichen Hintergrund der Lyrik als letzter metaphysischer

17 Wittgenstein hat darauf hingewiesen, dass uns das Zusammen-Sehen/Hören/Verstehen sogar mit Namen, den konventionellen Ausdrücken par excellence ('Schall und Rauch'), sehr gewöhnlich ist – bei den Namen der Großen scheinen nur die von ihnen bekannten bildlichen Porträts zu ihnen zu 'passen', Goethe scheint wie auf Tischbeins Porträt ausgesehen haben zu müssen. Ich habe Wittgensteins weit reichende Analysen zum Aspekt-Sehen im einleitenden Exkurs meines *PU-Studien-Kommentars* ausführlich interpretiert (auf der website).

18 Das hat einen sprachphilosophischen Grund. In 'vergegenwärtigen' steckt 'Gegenwart', deshalb sollte der Ausdruck auf Darstellung in ganzen Sätzen bezogen werden, weil die grammatischen Temporalisierungen, selbst wenn sie in den finiten Formen des Verbs erfolgen, logisch am besten als den logischen Modalitäten entsprechende temporale Satzoperatoren verstanden werden. Ich habe das im Zeit-Kapitel von *Das verstandene Leben* skizziert.

19 Ich habe diese Transformation der Hegelschen Begrifflichkeit bei Dilthey, Simmel und Hans Freyer, dem Thema meiner Dissertation, untersucht. (Diss.Druck Berlin 1971)

Tätigkeit andeutet:

### Ein Wort

Ein Wort, ein Satz – : aus Chiffren steigen  
erkanntes Leben, jäher Sinn,  
die Sonne steht, die Sphären schweigen  
und alles ballt sich zu ihm hin.

Ein Wort – ein Glanz, ein Flug, ein Feuer,  
ein Flammenwurf, ein Sternenstrich –  
und wieder Dunkel, ungeheuer,  
im leeren Raum um Welt und Ich.

Aber man muss sich bei der Beschreibung des lyrischen Potentials der Verwandlung von Wörtern in Worte vor der Mystifikation einer 'Mythologie des Symbolismus' (Wittgenstein) hüten, der Unterstellung, die zu lyrischen Worten geworden Wörter/Ausdrücke hätten das irgendwie an sich oder täten etwas Seltsames von selbst und hätten deshalb eine „schwer erklärbare Macht“, die „löst und fügt“. Die Wörter haben das nur insofern an sich, als sie durch Isolierung aus den Satzkontexten zum lyrischen Material der Worte *gemacht* werden, indem sie auf ein entsprechendes sprachliches Temperament treffen und von ihm unter Maßstäben des gelungenen Ausdrucks verwendet werden. Benns Äußerungen sind in dieser Hinsicht ambivalent. Einerseits – vor allem in den Schilderungen der lyrischen Gelegenheiten, der Stunden der Lyrik-Produktion, neigt er zur Mystifikation der fügenden und lösenden Macht der Worte. Andererseits betont er in technischer Härte, dass Gedichte wesentlich gemacht werden: „Ein Gedicht entsteht überhaupt sehr selten – ein Gedicht wird gemacht. Wenn Sie vom Gereimten das Stimmungsmäßige abziehen, was dann übrigbleibt, wenn dann noch etwas übrigbleibt, das ist dann vielleicht ein Gedicht.“ (GW 4, 1059) Aber tatsächlich entsprechen diese beiden Charakterisierungen einfach verschiedenen Phasen des lyrischen Prozesses. An seinem Beginn steht das Widerfahrnis einer Inspiration, aus dessen Perspektive sich die mystifizierenden Formulierungen nahelegen. Es folgt eine Phase der Bearbeitung und Ausarbeitung, der das ausgedrückte technische Bewusstsein des Machens und der Herstellung entspricht:

„Die Lage ist folgende: Der Autor besitzt:  
Erstens einen dumpfen schöpferischen Keim, eine psychische Materie.  
Zweitens Worte, die in seiner Hand liegen, zu seiner Verfügung stehen, mit denen er umgehen kann ... er kennt sozusagen seine Worte. Es gibt nämlich etwas, was man die Zuordnung der Worte zu einem bestimmten Autor nennen kann ... (die) er leitmotivisch glaubt verwenden zu können.  
Drittens besitzt er einen Ariadnefaden, der ihn aus dieser bipolaren Spannung ... mit absoluter Sicherheit herausführt, denn – und nun kommt das Rätselhafte: das Gedicht ist schon fertig, ehe es begonnen hat, es weiß nur seinen Text noch nicht.“ (GW 4, 1070)

Aber das Letzte ist natürlich eine Mystifikation. Die nüchterne Beschreibung, die sich nahelegt (aber der Lyriker selbst müsste sie ratifizieren), ist, dass mit dem Keim eine Idee vom ausgewachsenen Produkt verknüpft ist, deren befriedigender Realisierung sich der Lyriker im Bearbeiten der an den Keim angelagerten Worte, die er 'faszinierend' zu 'montieren' sucht (wie Benn wiederholt schreibt), zu nähern sucht. Den Abschluss des Prozesses beurteilt eine ästhetische Urteilskraft, deren Grundsätze nicht völlig artikuliert sind (und sein müssen/können), die aber die Gewissheit vermittelt, der Prozess haben einen befriedigenden Abschluss gefunden, in dem sich

alles 'gefügt' hat.

Für die zwei-Phasen-Sicht der Lyrik-Produktion spricht Benns Betonung der nötigen Kälte im Umgang mit lyrischem Material in der zweiten Phase, das sich doch in der ersten oft rauschähnlichen Zuständen verdankt (die man selten als kalt beschreiben würde):

„Irgendetwas in Ihnen schleudert ein paar Verse heraus oder tastet sich mit ein paar Versen hervor, irgend etwas anderes in Ihnen nimmt diese Verse sofort in die Hand, legt sie in einen Beobachtungsapparat, ein Mikroskop, prüft sie, färbt sie, sucht sie nach pathologischen Stellen. Ist das erste vielleicht naiv, ist das zweite ganz etwas anderes, raffiniert und skeptisch. Ist das erste vielleicht subjektiv, bringt das zweite die objektive Welt heran, es ist das formale, geistige Prinzip.“ (GW 4, 1071)

„Der Kunstträger ist statistisch asozial, lebt nur mit seinem inneren Material, er ist ganz uninteressiert an Verbreiterung, Flächenwirkung, Aufnahmesteigerung. Er ist kalt, das Material muss kaltgehalten werden, er muss ja die Idee, die Wärme, denen sich die anderen menschlich überlassen dürfen, kalt machen, härten, dem Weichen Stabilität verleihen.“ (GW 8, 2028)<sup>20</sup>

### III.

Benns Formulierungen zur Lyrik-Produktion und insbesondere zum lyrischen Material und seiner Behandlung lassen also eine rationale Rekonstruktion im Rahmen von sprachphilosophisch geklärten Auffassungen zu. Sie haben jedoch einen Aspekt, von dem das nach meiner Einsicht nicht gleichermaßen gilt – für die Betonung des monologischen Charakters der modernen Lyrik („das Selbstgespräch des Leides und der Nacht“ heißt es in *Gedichte* – aber eben *Selbstgespräch*, die Dialogrollen sind unterscheidbar und Benn unterscheidet ja selbst den Ort der Inspiration von dem der reflektierenden Bearbeitung im 'lyrischen Ich', für das die gewöhnliche Sprache den weniger irreführenden Ausdruck 'Selbst' enthielte). Diese Betonung ist natürlich durch die Fassung des Lyrischen aus der Perspektive des Lyrikers, des Lyrik-Produzenten, begrifflich nahegelegt, aber dass es gar keine Rezipienten geben müsste für die moderne Lyrik, das scheint mir nicht zwingend. Benn beruft sich auf einen Lyriker namens Richard Wilbur, der auf einen Fragebogen zu lyrischen Problemen („Wort, Form, Reim, kurzes Gedicht, an wen ist das Gedicht gerichtet, Bedeutungsebene, Themenwahl, Metaphorik“ - GW 4, 1066) die Frage der Adressiertheit so beantwortet hat: „Ein Gedicht ... ist an die Muse gerichtet, und diese ist u.a. dazu da, die Tatsache zu verschleiern, dass Gedichte an niemanden gerichtet sind.“ Und er verstärkt diese mögliche, aber nicht zwingende Sicht (auch wenn das Gedicht nicht an eine spezifische Person gerichtet ist – was es ja auch gibt – könnte man als Adressaten ja das Lesepublikum auffassen und wenn Lyriker ihre Gedichte veröffentlichen, dann ist damit über die institutionelle Einfassung dieses Prozesses jedenfalls die objektive Absicht verbunden, Leser für den Lyrik-Band zu finden, auch wenn der Lyriker vielleicht das Standing und die Arroganz haben mag, das für ein Problem nur seines Verlegers zu halten), noch durch die Betonung des angeblichen Merkmals moderner Lyrik, wenn überhaupt, dann gelesen werden zu müssen und nicht vorgetragen werden zu können (GW 4, 1093). Und die These wird immunisiert durch die Betonung der Produkt-Autonomie und das Schicksal des Lyrikers, ohne eine Tradition (wie der Wissenschaftler) alleine arbeiten zu müssen und die Dinge fertig machen zu müssen.

Dieser Punkt wird nun aus der Sicht einer möglichen Rezeptionsperspektive auf die Lyrik problematisch. Ganz allgemein ist ja der Gesichtspunkt der Rezeptionsästhetik der, dass die Realisierung des Kunstwerks zwischen dem Werk-Objekt und dem Betrachter/Rezipienten spielt

---

<sup>20</sup> Es ist interessant zu sehen, dass Wittgenstein ganz ähnliche Ausdrücke verwendet, um seine Methode metaphorisch zu charakterisieren: „Meine Methode ist es nicht das Harte vom Weichen zu scheiden, sondern die Härte des Weichen zu sehen.“ (MS 102, 82 r, 1.5. 1915 )

und dass es insofern jedenfalls zu seiner funktionalen Vollendung solcher bedarf, für sich gar nicht 'fertig' ist. Bei Lyrik scheint mir deutlich, dass der Leser die passive Seite der Fähigkeit, die Sprache assimiliert zu haben, für ein Hören/Lesen/Verstehen des Gedichts ins Spiel bringen muss und dass es sich um dieselbe Fähigkeit wie die des Lyrik-Produzenten handelt, ohne den aktiven Teil der Fähigkeit, auf den die Gedicht-Produktion zurückgeht. Dieses Zusammenspiel von Fähigkeiten/Temperamenten auf Seiten von Autor und Leser erklärt, warum nicht jede Lyrik jedem Leser etwas sagt (und komplementär, nicht jeder Lyriker jeden Lyrik-Leser erreichen kann). Die Zuordnung von Worten zu einem lyrischen Autor, die Benn beobachtet, kann es auch ganz passiv als Fähigkeiten geben, von bestimmten Worten und einem bestimmten Ton angesprochen zu werden, so wie es eine passive Sprachfähigkeit gibt (man kann die Sprache lesen und verstehen, aber nicht sprechen).

© E. M. Lange 2011;  
revidiert 2016